

Mit einer Sozialarbeiterin unterwegs im reichsten Land der Welt : ein Zeit-Bild : wenn alle Angst vor allen haben

Autor(en): **Pfalzgraf, Andrea**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **64 (1993)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-811325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Abwechslung sein. Zur Bereicherung und Dekoration streut man gehackte Nüsse, geröstete Sonnenblumenkerne oder auch Kokosflocken über die Pfannkuchen.

Für eine rezente Variante hingegen würzt man die flüssige Teigmasse mit wenig Pfeffer, Kräutermeersalz, Curry- oder Paprikapulver. Auch frische gehackte Küchenkräuter bringen Farbe und feine Geschmacksnuancen. Ein besonderer Geheimtip unter Pfannkuchenliebhabern ist eine feingehackte Knoblauchzehe, die man direkt in den noch dickflüssigen Teig gibt. Schonend gedünstetes Gemüse oder Zuchtpilze, mit Kräutern verfeinert, eignen sich speziell für leichte Pfannkuchenfüllungen. Einen zusätzlichen Vitaminschuss ergeben am Schluss untergemischte Sprossen und Keimlinge.

Es geht auch ohne Eier

Omeletten lassen sich auch ohne Ei-Zugabe herstellen. Das für die Bindung verantwortliche Lezithin findet sich ebenfalls im Vollsojamehl. Ein gehäufter Esslöffel davon ersetzt ein Ei. Aber aufgepasst: Wer auf Eier verzichten will, benötigt mehr Wasser oder Milch, damit die Konsistenz der Teigmasse stimmt. Auch Speisestärke besitzt, wie zum Beispiel das Pfeilwurzelmehl (= Maranthamehl), eine ähnlich bindende Wirkung und kann Eier teilweise oder ganz ersetzen.

Carine Buhmann

Haferpfannkuchen mit Sojasprossen

Zutaten Pfannkuchenteig:

50 g Weizen, frisch gemahlen, 75 g Hafer, frisch gemahlen, 3 dl Vollmilch, 2 Freilandeier, verquirlt, 1 Prise Meersalz.

Füllung:

600 g frische Champignons, 150 g Sojasprossen, 1 grosse Zwiebel, gehackt, 1 Knoblauchzehe, gepresst, Pfeffer aus der Mühle, wenig Kräutermeersalz, evtl. 2 EL saurer Halbrahm, ungehärtetes Pflanzenfett.

Zubereitung:

Die Zutaten für den Teig mit dem Schneebesen gut verrühren und etwa 30 Minuten ruhen lassen. Inzwischen die gehackte Zwiebel und die gepresste Knoblauchzehe im Pflanzenfett andünsten. Die Champignons putzen, in Scheiben schneiden und zusammen mit den Sojasprossen mitdünsten. Mit den Gewürzen kräftig abschmecken. Nach Belieben den sauren Halbrahm unterrühren.

In einer Bratpfanne wenig Pflanzenfett erhitzen. Pro Pfannkuchen eine Suppenkelle Teigmasse gleichmässig in der Pfanne verteilen und ausbacken. Die Pfannkuchen mit der Champignons-Sprossen-Füllung belegen und sofort servieren.

Tip:

Je nach Saison kann kleingeschnittenes Gemüse anstelle der Champignons verwendet werden.

Dieses Rezept stammt von Carine Buhmann und wurde ihrem Buch «Köstliche Vollwertküche für jeden Tag» entnommen.

Mit einer Sozialarbeiterin unterwegs im reichsten Land der Welt: Ein Zeit-Bild

Wenn alle Angst vor allen haben

Von Andrea Pfalzgraf

Und wieder bin ich unterwegs. Mit der Angst könnte man es zu tun bekommen, hier, wo die Armen wohnen, die Vergessenen, diejenigen, die eigentlich gar nicht existieren. Physisch sind sie wohl vorhanden, schliesslich werde ich ja dafür bezahlt, nach dem Rechten zu schauen. Hier, wo die Türschilder namenlos sind. Nach Kohl und Heizöl riecht es in den Armeleutetreppenhäusern nur im Film oder im Roman. Hier stinkt's.

Alte Zeitungen quellen durch die Ritzen, bedecken den zerfledderten Linoleumfussboden. Stimmengewirr, laut und fremd.

Mir ist es unangenehm, unbeten eindringen zu müssen. Doch mein Auftrag ist klar: Das Kind muss einen Vater haben. Es lebt schon seit zwei Jahren in dieser Stadt. Die Mutter arbeitet wohl. Ich weiss es nicht. Sie hat kein Telefon und beantwortet meine Gesprächseinladungen nicht. Sie ist Türkin. Und einer muss sich zur Vaterschaft bekennen und zahlen. Die Mutter will mir, die ich einen unübersichtlichen Verwaltungsapparat vertrete, nichts erzählen. Wozu auch, sie versteht mich nicht. Die Angst steht ihr im Gesicht.

Nächster Besuch: der alte Mann, seit bald 90 Jahren lebt er. Nun soll er verwaltet werden. Ein Künstler, sein Körper lässt ihn langsam im Stich, sein Mund formuliert eine Geschichte, der zu

lauschen wohl Stunden füllen würde. Er tut mir leid. Damit löst man keine Probleme. Er beschimpft mich. Auch er hat Angst. Angst, dass ich, als verlängerter Arm des Sozialstaates, ihn in ein Heim stecken könnte, wo er sich umbringen würde, bevor «die» es tun.

Ein anderer Stadtteil, etwas ländlich bereits, das Mietshaus, grau und anonym wie überall. Tief atmen, klingeln. «Mami, eine Frau . . .», höre ich eine dünne Kinderstimme. Wenigstens ist jemand zu Hause. Türe auf – klatsch . . ., der rote Ballon hängt in Fetzen an der Wand, bevor ich realisiere, was passiert. Mit durchnässtem Mantel trete ich in die muffige Enge und ins Chaos, werde höflich gebeten, auf Kunstledernem mich wohl zu fühlen, und durch den Qualm erkenne ich Frau X.

In meinem Genick landet ein Papierflugzeug. Ich beteure höflich, dass es doch auf etwas Unordnung nicht ankomme. Ein Spiel, aber eigentlich viel zu ernst, als dass es auch nur einer Mitspielerin Spass machen würde. Ihr Mann ist auf und davon und sie, wie so oft, allein mit drei Schulpflichtigen und obendrein Opfer der ach so grosszügigen Kreditinstitute. Aber Schuld ist kein Thema. Darüber nachzudenken, bleibt ohnehin keine Zeit.

Eine halbe Million Menschen leben in der Schweiz unter dem Existenzminimum, die meisten sind Frauen. Am schlimmsten trifft es

die alleinerziehenden Mütter. Es sind viele. Und schnell kann es plötzlich gehen. Kaum fällt der verdienende Partner weg, sieht die Welt anders aus.

Meine Arbeit beschränkt sich auf die Beistandschaft für die Kinder; die ist gesetzlich geregelt. Rechtlich dürfte mich das Wohlbefinden der Mutter erst in zweiter Linie interessieren. Moralische Regeln sind aber nicht schriftlich festgelegt. Also verlasse ich mich auf mich selbst. Und es geht mich etwas an. Auch sie hat Angst – die elementarste Angst einer Mutter, die, ihre Kinder zu verlieren. Ich werde sie ihr nicht wegnehmen. Aber sie kann es nicht glauben, wie auch. Wie soll sie mir trauen? Und ich? Sind die blauen Flecken an den Armen des Vierjährigen tatsächlich von einem Sturz über die Treppe? Und die Schrammen im Gesicht? Resultat eines Streites unter den Geschwistern? Einfacher wär' es. Ein heikles Thema. Ich muss ihr Hilfe anbieten. Entlastung, damit sie nicht aus der Überforderung heraus die Angst weitergibt.

Frauensolidarität, ein wichtiges Wort. Manchmal will sich das Gefühl dazu einfach nicht einstellen. Und wieder tut sich ein Graben auf zwischen Theorie und Praxis.

Kaum bin ich im Büro, ist der dreissigjährige Alkoholiker am Draht. Verpasst wurde beim fast alles. Seine Angst ist einfach zu verstehen. Ein Tag ohne den gewohnten Alkoholspiegel, und der Stress geht los . . . Das ist alles. Auch wenn er sich seine Kinderaugen bewahrt hat, kann ihm seine Sucht nicht finanziert werden. Aber still sein sollte er. Und bescheiden, dankbar auch für das tägliche Fürsorgegeld. Er darf ja öffentlich saufen, so wie das Tausende auch tun hier, gleich um die Ecke und überall in diesem schönen Land. Er ist ja kein Fixer, der unsere Kinder erschreckt mit einer Nadel im Arm. Flaschen haben einen höheren Status.

Manchmal kommt es mir vor, als hätten in der Schweiz alle vor allen Angst. Die Junkies vor uniformgeschützter Gewalt, vor der sie flüchten, die Alten vor den gewalttätigen Jüngeren, die ihnen die Handtaschen wegreißen, sie verletzen für ein paar läppische Scheine und einen unbrauchbaren Schlüsselbund . . . Die Frauen vor den Männern, nicht nur nachts in den dunklen Unterführungen. Die Kinder auf dem Pausenplatz vor den Gleichaltrigen, Brutalversehrten. Die Arbeitslosen vor den AusländerInnen, diese wiederum vor den Grenzen, Endstation für viele. Die Umweltbewussten vor der Uneinsichtigkeit der Luftverschmutzenden. Ausweglos?

«Schande im Paradies» titelte unlängst das deutsche Magazin «Der Spiegel» einen Artikel über die Armut im reichsten Land der Welt. Wie eine Seuche breite sie sich aus. Arm sein in der Schweiz ist eine Schande. Eine Schande für die Betroffenen, aber auch für die Nation. Arm darf nur sein, wer weit weg ist. Aber weit weg sind sie ja. Meistens.

Ich klinge einmal mehr. Ein Bündel Füsse und Arme purzelt mit entgegen. Petras Mutter hat sich das Luxusdasein einer «Nur-Hausfrau» erlaubt, auch nach der Scheidung. Soweit der Kommentar der Nachbarin im Treppenhaus. Petra braucht Betreuung rund um die Uhr. Der Rollstuhl ist abbezahlt. Aber der Rest. Das Kind kann nicht gehen, wird es niemals können. Einschulung, Pubertät wird zum Thema und schwieriger und teurer werden. Trotz der Unterstützung der Invalidenversicherung. Diese Armut ist auch weit weg. Auch hier ist Angst. Angst, dem Kind nicht gerecht werden zu können. Angst davor, abgelehnt zu werden von Leuten, die das andere, das nicht Normale, nicht aushalten. Trotzdem ist es mir wohl in dieser Wohnung. Denn das Kind schiebt sich mühsam auf dem Teppichboden durch die nicht schwellenlose Wohnung und strahlt mich an. «Lueg, was ich chan . . .» Ich stehe im Mantel da und krame in meiner Aktentasche, in der Hoffnung, meine Verlegenheit würde schnell wieder verfliegen. «Behinderte können

einem so viel geben . . .» Schön und gut. Aber nebst dem Spiessrutenlaufen bleibt nicht mehr viel Zeit, das «Positive» zu sehen. Eine rollstuhlgängige Wohnung wird gewünscht. Die Mutter ist ungeduldig, das Kind bringt mich zum Lachen. Ich gehe, höre noch meine aufmunternden Worte im Ohr, die ich selbst nicht glaube.

Zurück in die Ordnung des Büros. Schublade auf und zu. Ein Mann steht in der Tür und hat klare Forderungen. «Zwänz Stutz – aber subito. Ich han Hunger, tamisiech.»

Mein Nein von gestern, vorgestern, letzter Woche, auch heute wieder gegen die treuherzigen Beteuerungen, das Geld für neue Winterschuhe und nicht fürs Gift auszugeben. Wem kann man schon eine warme Mahlzeit verwehren. Jammern, betteln und dann Gewalt androhen. Ich kenne das Muster und seine Angst, ich würde das Geld nicht rausrücken. Kräfte messen. Wer hat Angst? Ich. Aber ich habe auch Macht. Die Macht der Institution, die auch mir Geld gibt. Monatlich fein säuberlich abgerechnet . . . Mit zehn Franken erkaufe ich mir meine Ruhe. Vorläufig.

Unterwegs zum Mittagessen. Zwei Penner auf der Parkbank. Ein Feuer züngelt aus dem städtischen Abfallkorb. Es ist klirrend kalt. Einer will zwei Stutz für einen Cervelat. Nein, lasst mich bloss in Frieden in meiner Freizeit. Eine Stunde später, die Moral nagt bereits. Anstatt im Amtshaus stehe ich im Supermarkt. Also gut, vier Würste und ein Brot, der Wein würde gut passen, aber das geht nun wirklich zu weit. Verschmitzte Äuglein, «danke, Madame». Das Feuer im Abfalleimer wurde in der Zwischenzeit polizeilich gelöscht. Ein Feuer entfachen auf öffentlichen Grund, um sich zu wärmen und Cervelats zu braten, ist eben nicht dasselbe wie die Bratwürste auf Familie Schweizers Sommerabendbalkon.

Weiter. Bis ich die richtige Eingangsnummer finde in dieser einen von vielen Alterssiedlungen, bin ich bereits verspätet. Aber die Frau ist dankbar für mein Kommen. Warten hat sie gelernt im langen, harten Leben. Seit drei Monaten hat sie das Haus aus Angst vor einem Sturz auf dem Glatteis nicht mehr verlassen. Der doppelte Beinbruch vom letzten Jahr schmerzt immer noch. Nun stürzte sie erneut, auf der Kellertreppe. Ein blutunterlaufener Hinterkopf, eine schmerzende Hüfte, die nachts nicht schlafen lässt. Sie nimmt es hin, wie sie ihr ganzes Leben hingenommen hat. Die Nachbarin kauft ihr ab und zu ein paar Früchte. Aufgeben würde sie niemals. Seit sie denken könne, sei sie geschlagen worden, was tun da die paar Blessuren. Jetzt hat sie Ruhe. Endlich. Auch sie erzählt Geschichten, schlicht und mit einem Glanz in den Augen. Und wenn sie dann ein Engel sei, dann würde sie fliegen, fliegen, fliegen . . . Seit Wochen hat sie mit niemandem mehr gesprochen. «Wozu auch, das Leben im Fernseher kommt doch zu mir.»

Siebzig wird sie bald und wünscht sich nur eines, noch lange zu leben . . . Sie wissen schon, die Angst vor dem Sterben.

Randvolle Menschenstadt. Alle funktionieren sie nach Regeln, die im Grunde niemand beherrscht. Aber die, die nicht wollen oder nicht können, die müssen versorgt, ausgewiesen oder stillgehalten werden. Sie stören. Und das macht Angst. Wenn man uns auch noch die Angst wegnähme – was bliebe wohl übrig?

«Alle Billette vorweisen bitte.» Plötzlich springt die Angst auch mich an. Hier im Tram, wo ich vergeblich Unterstützung suche bei zufälligen Mitfahrerinnen und Mitfahrern: Ich gehöre doch auch zu euch. Habe nur zufällig die falsche Tasche dabei und kann deshalb keine Regenbogenfarben vorweisen. Wer kennt sie nicht, diese aussichtslosen Bemühungen nach gutbürgerlicher Glaubwürdigkeit. Alle sind sie verstummt und hoch beschäftigt mit dem Beobachten des Treibens ausserhalb, höchstens ein hämischer Blick auf meine nicht mehr ganz neue Lederjacke. Hallo ihr Randständigen, ihr Ausgesonderten, hier bin ich, eine von euch . . . Oder doch nicht? Ich kann ja zahlen, wenn auch zähneknirschend.